

# Wer schreibt, der bleibt

Aus dem Leben von Schriftstellern in Baden-Württemberg

VON DANIEL OLIVER BACHMANN

„Ich habe einen Traum“, schrieb der Filmregisseur Francis Ford Coppola: „Ein Filmstudio mit eigenem Writing Department. Über dem Eingang hängt ein großer gelber Stift, und drinnen findet man neben vielen Autorenzimmern eine gut gefüllte Bar. Und Leute, die sich nur um eines kümmern: um Geschichten.“ Um das lebendige, kreative, atemberaubende, unsterbliche Etwas, das wir zum Leben brauchen: die verdammt gute Geschichte. „Denn ist es nicht seltsam“, schrieb Coppola, der selbst mit der Verfilmung epochaler Werke wie „Apocalypse Now“ oder „Der Pate“ Geschichte schrieb, „die Autoindustrie investiert ständig in neue Konzepte, um auch in Zukunft Autos zu verkaufen. Jede andere Branche investiert in Grundlagenforschung, um im Geschäft zu bleiben. Doch alle Industrien, die von Geschichten abhängen, wie die Filmindustrie oder die Verlage, tun das nicht. Sie investieren weder in neue Autoren noch in andere Erzählweisen noch in innovative Sprachformen.“ Francis Ford Coppola wäre nicht er selbst, hätte er nicht sogleich das Writing Department „Zoetrope“ gegründet, welches heute mit die besten amerikanischen Geschichten hervorbringt. Schriftsteller, heißt es, gibt es viele, gute dagegen sind äußerst rar.

Auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse hörte man standauf, standab Klagen, die Leute schrieben zuviel. „Jeder Zweite, der hier vorbeikommt, hat ein Manuskript in der Tasche“, klagte mir ein Verleger. „Und dann will er auch noch, dass ich es lese.“ Ich reichte mein Taschentuch, um die Krokodilstränen abzuwischen, erinnerte ihn daran, dass er von Geschichten lebt, und das gar nicht schlecht, und damit von den Menschen, die sich solche ausdenken. Denn Geschichten schreiben, das kostet Zeit, Energie und braucht Durchhaltevermögen. „An meinem ersten Roman arbeitete ich sieben Jahre“, sagt die Schriftstellerin Beate Rygiert. „Natürlich habe ich nicht ununterbrochen geschrieben. Aber auch das Darüber-Nachdenken gehört zum Arbeitsprozess dazu.“ Mittlerweile sind bei ihr zwei weitere Romane dazugekommen. „Wirtschaftlich gesehen Harakiri“, sagt sie. „Drei Romane, das sind drei Produkte, die ich auf dem Markt anbieten kann. Was wird ein Wirtschaftsberater seinem Klienten raten, wenn dieser in zehn Jahren gerade mal drei Artikel verkauft? Wechseln Sie den Beruf, mein Lieber, bevor es zu spät ist.“

Zu einem Schriftsteller sagt das niemand. Weil sich kein Autor seinen Beruf auf dem Arbeitsamt auswählte. Ohne eine ordentliche Portion Berufung kommt er nicht aus. Dazu gehört „die schiere Lust an der Sprache, am Formulieren, am Feilen“, sagt der Lyriker Matthias Kehle aus Karlsruhe. Für den Schriftsteller Martin von Arndt aus Markgröningen ist es die Intuition, die es zum erfolgreichen Schreiben braucht. „Die ist aber auch das Glücksmoment, das für mich mit keinem anderen Gefühl vergleichbar ist. Das sage ich auf die Gefahr hin, von meiner Freundin vor die Tür gesetzt zu werden.“ Und für Imre Török aus Leutkirch, der neben seiner Arbeit als



**Schriftstellerinnen und Schriftsteller brauchen vor allem Kreativität und Disziplin. Die ebenso unabdingbare schiere Lust an der Sprache, am Formulieren, am Feilen belohnt die Schreibenden mit „unvergleichbaren Glücksmomenten“.**

Foto: buchcover.com

Autor auch dem Verband deutscher Schriftsteller vorsteht, ist es das „innere Muss“, den Schaffensdrang mittels Sprache und Phantasie auszuüben. „Es ist schön“, sagt er, „anderen Menschen damit ungewohnte Perspektiven zu eröffnen. Und die Welt vielleicht sogar ein bisschen besser zu gestalten.“ „Weniger schön allerdings“, fügt er hinzu, „ist der ökonomische Druck, unter dem Schriftsteller arbeiten.“ Da die Bundesregierung seit der Ära Willy Brandt keine Untersuchung zur sozialen Lage der Worturheber mehr durchführte, kann man diese nur aufgrund von Zahlen der Künstersozialkasse überschlagen: Demnach beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen der dort versicherten Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Bereich

Belletristik 11000 Euro. Damit macht niemand große Sprünge. Der Verband Deutscher Schriftsteller schätzt, nur maximal 10 Prozent seiner Mitglieder können vom Schreiben leben. „Die meisten Kolleginnen und Kollegen“, sagt Beate Rygiert, „unterteilen das Leben in ihren Brotberuf und die Schriftstellerei.“ „Was dazu führt“, so Matthias Kehle, „dass man sich die Zeit für ein neues Buch geradezu freischaufeln muss. Meine Arbeit als Journalist, Kritiker, Literaturvermittler und -berater bringt es mit sich, dass ich manchmal kaum zum Schreiben komme.“ Vor dieser inneren Zerrissenheit standen schon viele: Franz Kafka war Anwalt in einer Versicherung, was er hasste, bevor er sich ganz dem Schreiben widmen konnte. Henry Miller war Manager bei

der Western Union. T.S. Eliot war Bankangestellter, und Anthony Trollope schrieb 49 Romane, während er bei der Post arbeitete - was vermutlich nur geht, wenn man bei der Post arbeitet. Bernhard Schlink ist Rechtsanwalt, Frank Schätzing der Inhaber einer Werbeagentur.

Der amerikanische Schriftsteller Michael Drinkard arbeitet als Direktor bei Cuberland Packing Corporation, und er bringt es auf den Punkt: „Ich habe Familie und arbeite von neun bis fünf, meistens länger“, sagt er, „daher schreibe ich drei Stunden vor der Arbeit, am Wochenende und in den Ferien. Was Sie dazu brauchen, ist dreierlei: Disziplin, Disziplin und Disziplin.“

Als der französische Schriftsteller Henri Murger 1840 seinen autobiografischen Roman

„Le Bohémiens de Latin Quartier“ schrieb, aus dem Puccini später die Oper „La Bohème“ schuf, hätte er mit dieser Empfehlung wohl nichts anfangen können. Seine Helden, ein Musiker, ein Maler, ein Philosoph und ein Dichter, lehnen Besitz ab, strikte Arbeitszeiten sowieso, um sich ganz der freien Liebe und der Kunst zu widmen. Heerscharen erfolgloser und erfolgreicher Schriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts übernahmen diesen Lebensstil: Baudelaire, Hemingway, Fitzgerald und Djuna Barnes gehörten dazu.

Im 21. Jahrhundert findet man kaum mehr Bohémiens unter den Autoren. Martin von Arndt kommt dem noch am nächsten, wenn er sagt: „Häufig halte ich Geschichten fest, ohne darauf zu achten, ob sie in eine verwertbare Form gebracht werden können.“ Doch gerade diese Art des Schreibens lässt Literatur Quantensprünge vornehmen, denn Fortschritt entsteht auch bei ihr nur durch Ausprobieren ohne ökonomische Zwänge - eben bei der Grundlagenforschung.

Ist also die Zeit des Umdenkens gekommen? „Zumindest was die Landesmittel betrifft“, sagt Matthias Kehle, „ist Literaturförderung in Baden-Württemberg vorbildlich. Die Möglichkeit für Schriftsteller in Kommunen dagegen wird immer bescheidener, weil es kaum Geld für Bibliotheken gibt, um Lesungen durchzuführen.“ Martin von Arndt regt an, „den Goethegroschen, eine Abgabe auf urheberrechtsfrei gewordene Werke, in einen Sozialfonds für aktuell tätige Künstler fließen zu lassen“. Und Imre Török arbeitet an einem zukunftsweisenden Projekt, welches das kreative Know-how von Schriftstellerinnen und Schriftstellern in die Schulbildung integriert. „Welche Lebensphilosophie auch immer der Schriftsteller wählt“, sagt Beate Rygiert, „was ihn am Ende ausmacht, ist, dass er schreibt.“ „Trotzdem muss allen klar werden“, so Beate Rygiert, „wenn wir nicht schreiben, gibt es nichts zu lesen, nichts zu sehen und nichts zu hören.“ Dass dafür annehmbare Umstände herrschen, wünschen sich Schriftsteller/-innen nicht nur zu Zeiten der großen Bücherschau. Sondern immer.

Besuchen Sie den Staatsanzeiger-Verlag bei den Stuttgarter Buchwochen an Stand Nr. 55 im List-Saal, 2. OG und bei der Karlsruher Bücherschau an Stand Nr. 172 im Obergeschoss.